



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Praktische Anleitung zur Behandlung des Lesebuches für die Oberklassen der Volksschule

Erläuterungen der epischen Gedichte des Lesebuches

Leineweber, Heinrich

Paderborn, 1881

VII. Poetische Erzählungen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-63834](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-63834)

VII. Poetische Erzählungen.

17. Johann, der Seifensieder.

Friedrich v. Hagedorn.

1. Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wenn er aß, so mußt' er singen,
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: „Wer singt schon wieder?
Wer ist's?“ — Der muntre Seifensieder.
2. Nun wohnte diesem in der Nähe
Der Sprößling einer reichen Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Der stets zu halben Nächten saß
Und ausgesuchte Speisen aß.
Und wenn dann mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Säng' er nimmer zu.
„O Jammer mit dem Seifensieder!
Raum schließ' ich meine Augenlider,
So lärmt und schreit mir der schon wieder,
Und keine Ruh wird mir zu teil;
Ach, wär' der Schlaf wie Austern feil!“
3. Da hat er's endlich ausgedonnen;
Er läßt den Säng' er zu sich kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein jeder eure Ware;
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?“ —
„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Ausfall sei.“

So rechn' ich nicht! Ein Tag bescheret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret;
Dies folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundert fünf und sechzig mal." —
„Ganz recht! Doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“
„Mein Herr, ihr forschet allzu sehr;
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie es fällt; jedoch zur Klage
Bringt mich nicht mancher meiner Tage.“

4. Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlichter Prahler;
Da hast du bare fünfzig Thaler,
Nur unterlaß mir den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang.“
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'ischer Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung neuer Freude
Und seiner Augen süße Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Und den er, selbst im Traum der Nacht,
Mit sorgenvoller Angst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich bewegt,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt.
5. Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie sich mit Reichtum Sorge paart,
Und wie des Geldes dunkle Freuden
Den Menschen von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als statt des Singens Gold bewachen!
Nehmt immer euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder.“

1. Kurze Angabe des Inhaltes.

Johann, ein Seifensieder, erwarb täglich ungefähr so viel, als er brauchte, war aber dabei so vergnügt, daß er den ganzen Tag sang, und zwar so laut, daß es die halbe Nachbarschaft hörte. In der Nähe wohnte ein reicher Brasser, der bis nach Mitternacht schmauste und schwelgte, und der sich gewöhnlich erst zur Ruhe begab, wenn der fleißige Johann schon wieder an das Aufstehen dachte. So kam es, daß er in seinem ersten Schlafe sehr oft durch den Seifensieder gestört wurde. Um dieser Unannehmlichkeit überhoben zu werden, ließ er den letztern zu sich kommen, unterhielt sich freundlich mit ihm und gab ihm fünfzig Thaler unter der Bedingung, daß er den Gesang unterlasse. Johann ging freudig auf diese Bedingung ein, kam aber alsbald zu der Einsicht, daß das Geld nicht zufrieden und glücklich macht. Um seine frühere Ruhe und Zufriedenheit wieder zu erlangen, gab er dem reichen Nachbar sein Geld wieder zurück und sang darauf fröhlich weiter. (Üben.)

2. Gliederung des Gedichtes.

1. Der Frohsinn Johanns.
2. Die Unterredung mit dem reichen Nachbar.
3. Die ängstliche Bewachung des Geldes.
4. Die Zurückgabe des Geldes.

3. Vermittelung des Verständnisses.

(Charakteristik der Personen.)

1. Zeige, daß Johann Frohsinn und Heiterkeit besaß! Woraus entsprang sein froher Mut? (Er hatte ein reines, unverdorbenes Herz, besaß festes Gottvertrauen und zufriedenen Sinn, und war durch Arbeitsamkeit und Häuslichkeit gesichert gegen Mangel und äußere Sorgen.) — Wie verhielt sich wohl Johann, wenn ein Mißgeschick ihn traf? (Kleinere Leiden trübten seinen Frohsinn gar nicht, größere wurden dadurch sehr gemildert.) — Beweise, daß der Seifensieder zufrieden und genügsam war! Inwiefern ist die Arbeitsamkeit ein gutes Mittel, um sich heitere Tage zu verschaffen? (Arbeitsamkeit würzt die Speisen, versüßt den Schlaf, ist der Gesundheit förderlich, verschafft die Mittel zu sorgenfreiem Leben und lohnt durch das frohe Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben.) — Worin fand Johann sein schönstes Vergnügen? Woraus erklärt sich seine unbezwingliche Lust zum Singen? (Einerseits aus seinem allezeit fröhlichen Gemüt, anderseits aus dem Umstande, daß die Natur ihm eine schöne und klangvolle Stimme gegeben hat.) — Beweise, daß er sehr gern sang! Welchen Einfluß hatte sein Gesang auf den Gang seiner Arbeit? (Sein Gesang versüßt ihm die Arbeit; als er nicht mehr singt, geht auch das Tagewerk nicht mehr gut von statten.) — Beweise, daß Johann das blinkende Geld liebte! Daß er es aber nicht über alles

schätzte! Woraus erhellt, daß er noch nie ein ansehnlicheres Sümmdchen Geld besessen hatte? Zu welcher Einsicht gelangt er durch des reichen Nachbars Geld? Mit welchen Worten giebt er dem Nachbar sein Geld zurück? (Was frag' ich viel nach Geld und Gut 2c." — (Vergleiche Nr. 47 im I. Bd. der „Anleitung“.)

2. Gieb an, was das Lesestück über den reichen Nachbar mitteilt! Was für Genüsse kennt er nur? Wie benahm er sich seinen Mitmenschen gegenüber? Weshalb forscht er so peinlich nach, wie groß Johanns täglicher Erwerb sei? Warum ist er trotz seines Reichtums nicht so glücklich als der Seifensieder?

4. Grundgedanke der Erzählung.

Die irdischen Güter allein machen das Glück der Zufriedenheit nicht aus. — Um immer frohen Mutes zu sein, muß der Mensch ein reines Herz, zufriedenen Sinn und festes Gottvertrauen besitzen. — Bei Sang und Klang geht jede Arbeit leichter von statten.

5. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.

Ausführung:

Ein munterer Seifensieder mit Namen Johann konnte gar viele, schöne Lieder auswendig. Sein immer heiterer Sinn fand ein besonderes Vergnügen daran, all sein Tagewerk mit einem fröhlichen Liedchen zu begleiten. Und da ihm die Natur neben dem allezeit muntern Gemüte auch eine gute, klangvolle Stimme gegeben, so ließ er beiden freien Lauf und sang vom frühen Morgen bis zum Abend. Selbst sein Morgenbrot, Mittag- und Abendessen würzte er sich durch ein schallendes Liedchen. Die Nachbarschaft mochte wohl oft nicht sonderlich davon erbaut sein; aber unser Johann störte sich nicht daran, sondern blieb tagein, tagaus gleich munter und sangesreich. Nun aber wohnte in seiner nächsten Nähe ein stolzer, reicher Mann, der 2c.

2. Charakteristik des Seifensieders.

Ausführung:

Johann war ein arbeitsamer und zufriedener Mann, der durch anhaltenden Fleiß an jedem Tage so viel erwarb, als er am nächstfolgenden gebrauchte, und sich deshalb keine Sorgen machte. Sein schönstes Vergnügen war der Gesang; vom frühen Morgen bis zum späten Abend läßt er ihn erschallen und versüßt sich dadurch die Arbeit. Jedenfalls war er auch ein frommer und guter Mensch; denn „böse Menschen haben keine Lieder“, wie der Dichter sagt. Große Überlegung ist aber nicht seine Sache; ohne sich lange zu bedenken, giebt er sein größtes Vergnügen, den Gesang, preis. Erst Erfahrung muß ihn klug machen; sobald er aber das Rechte erkannt hat, wählt und thut er es auch.

18. Der Bauer und sein Sohn.

Christian Fürchtegott Sellert.

1. Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe
Recht dreist zu Lügen wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Lag auf die unverschämteste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater,“ rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.“
2. „Das,“ sprach der Vater, „nimmt mich Wunder,
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn jekunder
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.“
3. Der Bub' erschraf, sobald er dies vernommen.
„Ach!“ sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sag' ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.“
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritz'en schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.“
4. Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater,“ spricht er, „leid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

1. Kurze Ausgabe des Inhaltes.

Fritz, ein guter dummer Bauernknabe, geht mit seinem Vater über Land und lügt diesem vor, er habe auf der Reise einen Hund gesehen, der größer gewesen als des Vaters größtes Pferd. Der Vater drückt seine Verwunderung darüber aus, fügt jedoch hinzu, daß jeder Ort Wunderdinge aufzuweisen habe; ein solches sei z. B. die Brücke, über welche sie gehen müßten; die habe das Wunderbare, daß jeder Lügner auf derselben falle und sogleich das Bein breche. Da erschrickt der Knabe und gesteht, er habe die Größe des Hundes übertrieben; derselbe sei nur so groß gewesen wie ein Ochs. Als Fritz die Brücke sieht, sagt er, der Hund sei nur so groß gewesen wie ein Kalb, und als sie unmittelbar vor derselben stehen, nimmt er sein Wort vollständig zurück und sagt, der Hund sei nicht größer gewesen wie alle Hunde.

2. Gliederung der Erzählung.

- I. Was Fritz auf der Reise ins Ausland gelernt hat, und was er seinem Vater vorlügt.
- II. Wie dieser den unverschämten Lügner an den Pranger stellt.
 1. Er setzt der handgreiflichen Lüge des Sohnes eine noch derbere entgegen.
 2. Der Sohn erschrickt und gesteht, daß er etwas übertrieben habe.
 3. Er gesteht schließlich, daß an seiner Aussage kein wahres Wort gewesen.

3. Vermittelung des Verständnisses.

Die Begebenheit ist, wie das bei unserm Dichter durchweg der Fall ist, in so schlichter und populärer Weise erzählt, daß eine weitere Klarlegung des Inhaltes nicht von nöten ist.

4. Absicht des Dichters.

Der Dichter will zunächst zeigen, wie man sich frechen Lügnern gegenüber verhalten müsse, wie man sie am besten beschämen und von ihrem Fehler am ehesten kurieren könne. Es spricht sich das deutlich in der Moral aus, die (im Original) unter der Erzählung steht:

„Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch und mehr als er, und such' ihn zu beschämen!
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.“

(Vergleiche: Schriftliche Übungen 2: Der große Kahlkopf.)

5. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.
2. Der große Kahlkopf.

Ausführung:

Zwei Handwerksburschen, ein Bürstenbinder und ein Kupferschmied, kamen an einem Kohlgarten vorüber. „Siehe doch,“ sagte der Kupferschmied, „was das für große Kohlköpfe sind!“ „Ach,“ sagte der Bürstenbinder, „die sind noch gar nicht groß! Ich habe einmal einen Kohlkopf gesehen, der war so groß wie das Pfarrhaus dort.“ „Das will viel sagen,“ bemerkte hierauf der Kupferschmied. „Ich habe indes einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß wie die Kirche.“ „Aber um des Himmels willen,“ rief erstaunt der Bürstenbinder, „wozu brauchte man denn einen so großen Kessel?“ „Man wollte deinen großen Kohlkopf darin kochen,“ war die Antwort. Der Bürstenbinder schwieg beschämt. Und wenn ihm später einmal die Lust zum Lügen ankam, dann fiel ihm allemal der große Kohlkopf ein.

19. Der rechte Barbier.

Adalbert v. Chamisso.

1. „Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange pugen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen;
Ja! ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem
Kinn
Soll mancher noch erzittern.
2. Holla! Herr Wirt, mein Pferd!
macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Barbierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen!
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.
3. Tritt her, Bartpuzer, aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir krahen;
Doch eiglich sehr ist meine Haut,
Ich biete hundert Baken;
Nur, machst du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einzig Tröpflein
Blut —
Fährt dir mein Dolch ins Herze.“
4. Das spitze, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische bliken
Und dem vermünschten Ding gar nah
Auf seinem Schemel sitzen
Den grimme'n, schwarzbehaarten
Mann
Im schwarzen, kurzen Wams,
woran
Noch schwärz're Troddeln hingen.
5. Dem Meister wird's zu grausig fast,
Er will die Messer wehen;
Er sieht den Dolch, er sieht den
Gast,
Es packt ihn das Entsetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem
Staub
Und sendet den Gesellen.
6. „Einhundert Baken mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch merk es dir, dich stech' ich tot,
So du die Haut mir ritzest.“
Und der Gesell: „Den Teufel
auch!
Das ist des Landes nicht der
Brauch.“
Er läuft und schießt den Jungen.
7. „Bist du der Rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang an zu schaben;
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das beides ist zu haben!
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der erste.“
8. Der Junge denkt der Baken, drückt
Nicht lang und ruft verwegen:
„Nur still geseffen, nicht gemuckst!
Gott geb' euch seinen Segen!“
Er seift ihn ein, ganz unverdugt,
Er wegt, er flucht, er fragt, er
pußt:
„Gottlob! nun seid ihr fertig!“

9. „Nimm, kleiner Knirps, dein Geld
nur hin.

Du bist ein wahrer Teufel!
Kein andrer möchte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel;
Es kam das Bittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder!“

10. „Ei! guter Herr, so stand es
nicht.

Ich hielt euch an der Kehle;
Verzucket ihr nur das Gesicht,
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich euch dazu nicht Zeit;
Entschlossen war ich und bereit,
Die Keh! euch abzuschneiden.“ —

11. „So, so! ein ganz verwünschter Spaß!“

Dem Herrn ward's unbehäglich,
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
„So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.“

1. Quelle des Gedichtes.

Der Dichter hat den Stoff zu seiner Erzählung aus dem von Hebel mitgeteilten Schwank: „Der Barbierjunge von Segringen“ entlehnt. Hebel erzählt also: Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderbarlich ausah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, ehe er etwas zu essen oder zu trinken verlangt: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagte ja und holte den Barbier. Zu dem sagte der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahle ich Euch vier Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schneidet, so steche ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte, — denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht beziert wäre, und das spitzige kalte Eisen lag auf dem Tische, — so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Gesell das nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: „Geratet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen und einen Schnepfer. Geratet's nicht, so weiß ich, was ich thue!“ und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn es um einen Sechser oder im Fall eines Schnittes um ein Stückchen Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um vier Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!“ Als aber der Herr aufgestanden war und

sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber, junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind weggesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätte ich dich erstochen.“ Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätte euch ins Gesicht geschnitten, so wäre ich euch zuvorgekommen, hätte euch augenblicklich die Gurgel abgeschnitten, und wäre auf- und davongesprungen.“ Als aber der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gefessen war, wurde er blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest.“

2. Erläuterungen.

1. Und soll ich nach Philisterart. — Dieser elliptische Anfang knüpft die Worte sehr gut an vorhergegangenes, was man sich nach Belieben ausmalen kann. Menschen oder Umstände zwingen den Helden, seinen geliebten Bart aufzuopfern; dies macht ihm großes Grämen, und nach langen Kämpfen bricht denn der Zorn aus: „Und soll ich.“

2. Macht fort, macht schnell, beeilt euch, damit mein Pferd Hafer bekomme.

3. Frommen = nützen.

4. Junge = Lehrjunge.

5. Bazzen = ein zehntel Schweizerfrank, 8—10 Pfennige.

6. So du die Haut mir rißest = wenn (wofern, falls) du die Haut mir rißest.

7. Molch ist eigentlich eine Art Eidechsen. Die Volkssprache nennt in manchen Gegenden halb aus Scherz halb aus Ekel einen dicken Menschen einen dicken Molch. Hier ist also kleiner Molch, was wir einen kleinen dicken Kerl nennen.

8. Drucksen = zaudern.

9. Mucksen = verstohlene Laute, Zeichen und Bewegungen von sich geben.

10. Knirps = kleiner, unansehnlicher Mensch.

11. Unbehäglich, des Reimes wegen statt unbehaglich.

3. Gliederung der Erzählung.

- I. Der unmutige Fremde fordert den Wirt auf, einen Barbier zu bestellen.
- II. Der Meister kommt, macht sich aber plötzlich aus dem Staub, als er den grimmigsten Mann sieht und die Bedingungen hört, welche dieser stellt.

III. Der Gesell erscheint, läuft aber ebenfalls schleunigst aus dem Haus.

IV. Der Lehrjunge wagt es, den grimmigen Herrn zu rasieren.

1. Die Bedingungen, die der Fremde stellt.
2. Das Eingehen darauf seitens des Lehrjungen.
3. Das Gelingen des verwegenen Wagestücks.
4. Der Ausdruck der Verwunderung über die Dreistigkeit und Kaltblütigkeit des kleinen Molches.
5. Die Antwort des Lehrjungen.
6. Der nachträgliche Schrecken des fremden Herrn; sein Vorsatz.

4. Grundgedanke des Gedichtes.

„Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht.“
— Unter Mitbenutzung der Hebel'schen Erzählung, wo der Hauptgedanke an der Spitze steht, ist die Idee leicht zu entwickeln, und den Kindern wird ohne weitere Besprechung klar, was der fremde Herr sich gemerkt hat.

5. Schriftliche Übungen.

Aufschreiben der Erzählung (nach Hebel).

20. Die alte Waschfrau.

Adalbert v. Chamisso.

1. Du siehst geschäftig bei dem Binnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen,
Im sechs und siebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.
2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loß getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.
3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebacht;
Der hat's gewebt zu Leinwand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.
5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr erstes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.
6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

1. Erläuterungen.

1. Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut. — Die einzige Mitgabe fürs Leben, welche die segnende Mutter den scheidenden Kindern erworben hat, sind Fleiß und Ordnungsliebe.

2. Schrein, altes, jetzt noch bei den Dichtern gebräuchliches Wort, das eine Kiste, Lade, einen Schrank bezeichnet.

3. Kleinod bedeutet einen Edelstein, ein Geschmeide, einen kostbaren Gegenstand.

4. Am Kelch des Lebens mich zu laben. — Wie ein Kelch ein erquickendes oder ein bitteres Getränk enthalten kann, so bietet das Leben Freud und Leid. Der Weise nimmt beides aus der Hand des Schöpfers mit Ergebung und heiterm Mute, auf daß es ihn labe, d. h. Stärke, ihm nütze, zur Vervollkommnung gereiche.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

Str. 1 nennt die handelnde Person und schildert den Charakter und die Beschäftigung derselben im allgemeinen.

Str. 2 zeichnet die Wäscherin als eine gute Hausfrau.

Str. 3 spricht von der Waschfrau Sorge um ihre Kinder.

Str. 4 erwähnt die Einzelheiten bei Anfertigung des Sterbehemdes.

Str. 5 zeigt, wie sehr die Wäscherin das Sterbehemd schätzte.

Str. 6 enthält den Wunsch des Dichters, ebenso gelebt zu haben und ebenso wohlgenut dem Tode entgegensehen zu können, wie die alte Waschfrau.

3. Überschriften zu den einzelnen Strophen.

1. Die alte Waschfrau bei ihrer Arbeit.
2. Ihre Leiden im Ehestande.
3. Die Erziehung der Kinder.
4. Die Anfertigung des Sterbehemdes.
5. Die Wertschätzung des Sterbehemdes.
6. Der Wunsch des Dichters.

4. Charakteristik der Waschfrau.

Der Dichter führt uns in den Kreis des gewöhnlichen Lebens. Ein Weib aus niederem Stande, eine sechsundsiebzigjährige Wäscherin, tritt vor unser geistiges Auge; und dieses Weib bestätigt die Erfahrung, daß Tugend oft genug eher in niedrigen Hütten, als in Prunkgemächern anzutreffen ist. — Zeige, daß die Waschfrau stets fleißig und thätig war! (Sie arbeitete die lange Zeit ihres Lebens allezeit rüstig, verdiente ihr tägliches Brot mit sauerem Schweiß, erfüllte mit treuem Fleiß ihren Beruf, ernährte ihre Kinder und mühte und plagte sich unverdrossen bis ins Greisenalter.) — Welche Leiden trafen die Frau, und wie verhielt sie sich dabei? (Die Sorgen fehlten ihr nicht: ihr Mann wurde von einer schlimmen Krankheit befallen und von dem unerbittlichen Tode schonungslos hinweggerafft; die Ernährung der drei Kinder fiel gänzlich ihr zu; wie schwer ihr der Unterhalt derselben wurde, ersehen wir daraus, daß sie dieselben entläßt, als sie erwachsen waren; die Trennung von den Kindern bereitete ihr gewiß großen Kummer, die Not indes zwang sie dazu.) — Warum blieb sie trotz der Leiden so heiteren Mutes? (Das kam daher, daß sie ein gutes Gewissen hatte, daß sie ein festes Gottvertrauen besaß, und daß sie sich sagen konnte: du hast allezeit deine Pflichten treu erfüllt.) — Sprich dich über ihre Kindererziehung aus! (Sie zieht die Kinder in Zucht und Ehren auf, und wenn sie es nicht vermag, ihnen Güter dieser Welt auf ihre Lebensreise mitzugeben, so wiegt doch der Sinn für Fleiß und Ordnung, den sie ihnen einzulösen verstand, und ihr mütterlicher Segen Geld und Gut reichlich auf.) — Beweise, daß die Wäscherin „des Weibes Loß getragen“? (Sie hat in Wahrheit dem Berufe des Weibes vollkommen entsprochen; sie hat die Mühen und Sorgen der Kindererziehung getragen, den kranken Mann gepflegt und sich im Dulden und stillen Entsagen geübt. Wenige Freuden, außer denen, die treue Pflichterfüllung gewährt, mögen ihr Leben versüßt haben.) — Warum legte sie Sonntags ihr Sterbehemd an? (Um dadurch ganz vom Irdischen aufs Himmlische gerichtet zu werden, um dem göttlichen Worte ein desto empfänglicheres Erdreich zu bereiten, um sich mit dem Tode vertraut zu machen.) — Welcher Zug giebt von ihrer Religiosität Zeugnis? (Sie legt das Sterbehemd, ihr einziges Kleinod, nur zum Kirchgang an.) — Wie kam es, daß sie dem Tode in

so ruhiger Erwartung entgegen sah? Was macht die Frau verehrungs-
würdig? (Der in Leiden bewährte Mut, ihr Fleiß und die ruhige
Erwartung des Todes nach vollbrachtem Tagewerke.)

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Ein jeder wirke in dem durch die Verhältnisse ihm angewiesenen
Lebens- und Geschäftskreise mit ganzer Seele und Kraft, mit stetem
Gottvertrauen; dann verdient er Achtung und kann allem, selbst dem
Tode, ruhig entgegensehen. — (Vergleiche in Bezug auf den Grund-
gedanken Nr. 75 im I. Teile der „Anleitung“.)

6. Entstehung des Gedichtes.

Die „alte Waschfrau“ war auch die Waschfrau Chamisso's, der
durch das nur Wahrheit enthaltende Gedicht, welches er besonders
drucken und dann circulieren ließ, die Aufmerksamkeit Berlins auf
diese durch Sinn und That musterhafte Christin lenkte. — Durch
ein zweites Gedicht gab er Veranlassung, daß ihr von guten Menschen
gegen 100 Thaler zur Erleichterung der ihr noch übrigen Lebenstage
zukamen.

7. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.
2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.
3. Aufstellung der Überschriften zu den einzelnen
Strophen.
4. Charakteristik der Waschfrau.

Ausführung:

Die Waschfrau ist hochbetagt; sie zählt schon sechs und siebenzig
Jahre. Ihr Haar ist gebleicht, aber ihre Kraft noch nicht gebrochen;
denn noch immer ist sie eine rüstige Wäscherin. Sie ist unermüdlich
fleißig; sie arbeitet am Tage und während der Nacht, ist rastlos
thätig im Greisenalter, wie sie es in jungen Jahren gewesen. Sie
will nicht von der Menschen Gnade leben, sondern ihr eigenes Brot
essen; sie hat ein achtbares Ehrgefühl. Der Tod ihres Mannes, die
täglichen Sorgen um ihre Kinder und alles Witwenleid beugen sie
wohl, machen sie aber nicht mutlos und verbittert; sie bewahrt sich
einen heitern Mut und greift ihr Werk mit Freuden an. In der
Erziehung ihrer Kinder ist sie streng und ernst. Sie zieht sie auf
in Zucht und Ehren; der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut. Ein
Zug wahrer Frömmigkeit geht durch ihr ganzes Leben. Treu und
gewissenhaft erfüllt sie ihre Pflichten; das Wort Gottes ist ihr lieb
und wert, und wie eine wahre Christin sieht sie ruhig dem Sterbe-
stündlein entgegen. — Somit ist die Waschfrau ein schönes Vorbild
treuer Pflichterfüllung und wahrer Frömmigkeit. (Hentschel.)

21. Johanna Sebus.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche sauft.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut;
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil!
Gleich fehr' ich zurück, uns allen ist Heil;
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“
2. Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche sauft.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? die Breite schwoll,
Des Wassers ist hüben und drüben voll;
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!“
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“
3. Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und sauft.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg;
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!
4. Der Damm verschwand, ein Meer erbrauft's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsauft's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut; —
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.
5. Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

1. Historische Grundlage.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Briene bei Griethausen, unfern Kleve, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheines und dem großen Bruche des Dammes von Kleverham hilfereichend unterging. (Goethe).

2. Erläuterungen.

1. Damm, Erdwall, längere Erhöhung, um das Wasser abzuhalten.

2. Bühl und Bühel, altertümliche Formen für Hügel.

3. Derweil = unterdes, inzwischen.

4. Suschen, vielleicht ein Provinzialismus für das Deminutiv von Susanna.

5. Gewohnter Steg, der Johanna bekannte Weg über den Damm hin zum Hügel.

6. Doch alle Werber sind alle fern, d. h. keiner der Jünglinge, welche sie sonst geliebt und begehrt, ist da, sie zu retten.

3. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.

1. Das Gedicht ist äußerlich in fünf Abschnitte geteilt; jedem derselben sind zwei Verse vorangestellt, welche sich auf die Wasserflut beziehen. Schreibet diese zehn Verse untereinander auf eure Schiefertafel! Lies, was du aufgeschrieben hast! — Diese Verse bilden ein Gedicht für sich. Würdest du dem auch die Überschrift „Johanna Sebus“ geben? Wie könnte es passend überschrieben werden? („Die Überschwemmung.“ — „Die Wasserflut.“ — „Der Dammbruch.“) — Die zehn Zeilen schildern die Überschwemmung in so kurzer und doch so anschaulicher Weise und in einer so unübertrefflichen Steigerung, daß wir dem Hauptgegenstande, nämlich dem Damme, unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden und mit spannendem Interesse verfolgen. Außerst wirksam ist vom Dichter das Zeitwort angewandt, um das allmähliche Verschwinden des Dammes, sowie das fortwährende Wachsen der Flut zu schildern. Lies von deiner Tafel die Sätze ab, welche das allmähliche Verschwinden des Dammes ausdrücken. Unterstreichet die darin vorkommenden Zeitwörter! (Der Damm zerreißt. Der Damm zerschmilzt. Der Damm verschwindet. Der Damm ist verschwunden. Kein Damm [ist mehr zu sehen]). — Lies die Sätze, welche das stete Wachsen der Flut darstellen. (Die Fluten spülen, sie wühlen, sie brausen heran wie Meereswogen, sie bilden ein Meer.) Mit welchen Worten bezeichnet der Dichter das Ende der Überschwemmung? („Das Wasser sinkt, das Land erscheint.“)

2. Betrachten wir nun die übrigen Verse des Gedichtes. Lies dieselben im Zusammenhange! — Da haben wir die Erzählung von der edlen That der Johanna Sebus, welche im Gegensatz zu der packenden Schilderung der Wasserflut in ganz einfacher und schlichter

Weise dargestellt ist. Hat der Dichter das wohl mit Absicht gethan? In welcher? — Wen rettet Johanna zuerst? Welche Hoffnung giebt sie der Hausgenossin mit ihren Kindern? Durch welchen Hinweis sucht die Mutter sie von der Rettung der übrigen abzuhalten? Warum ließ sich Johanna trotz der augenscheinlichen Gefahr nicht zurückhalten? Wie endet das gewagte Unternehmen? Woraus ersieht man, daß Johanna dem Tode ohne Furcht und Grauen ins Auge sah? Sieh die Gründe dafür an, weshalb sie dem Tode so beherzt ins Auge sah! — Der Lohn ihrer edlen That blieb ihr im Leben versagt; jedoch das Andenken daran lebt noch heutzutage fort; der Heldin Name ist in aller Munde, und er ist verewigt durch des Dichters Lied. „Suschens Bild lebt überall.“

3. Die Schilderung der Überschwemmung und die Erzählung der edlen That Johannas sind von Goethe innig miteinander verwebt zu einem harmonischen Ganzen. Bei der stets wachsenden Gefahr wendet sich unser Auge auch stets mit wachsender Sorge der weiblichen Helden-gestalt zu, und die Schilderung der Wasserflut erfüllt also aufs schönste den Zweck, die aufopfernde That der Johanna ins hellste Licht zu stellen.

4. Grundgedanke des Gedichtes.

Die aufopfernde Nächstenliebe denkt in Gefahr und Not mehr an die Rettung anderer, als an die eigene. — „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“

5. Bemerkungen über den Vortrag des Stückes.

Die schöne Steigerung, welche in der Schilderung der wachsenden Überschwemmung liegt, muß auch beim Lesen bemerklich sein. Durch eine kleine Pause ist die Schilderung von der eigentlichen Erzählung zu trennen. Die Worte Suschens sind in ruhigem, zuversichtlichem Tone, die der Mutter und der Hausgenossin in ängstlich bittendem Tone zu lesen. Die übrigen Verse sind in gehobenem Erzählerton vorzutragen, ausgenommen die beiden letzten Verse, welche in mahnendem, ausrufendem Tone gesprochen werden.

6. Schriftliche Übungen.

1. Vergleichung des Gedichtes mit Bürgers „Lied vom braven Mann“.

Ausführung:

In beiden Gedichten wird uns eine Überschwemmung mit all ihren Schrecken geschildert: die brausende Flut, die Not der Betroffenen, der Retter. Beide veranschaulichen dieselbe Idee, nämlich die Macht und Opferwilligkeit wahrer Nächstenliebe. Der Ausgang der Erzählung ist sehr verschieden. Dort gelingt dem Retter das kühn Gewagte; hier geht die Retterin zu Grunde. Der brave Mann und

Johanna Sebus sind ihrer edlen That wegen von großen Dichtern besungen worden, so daß ihr Andenken noch heute im Liede fortlebt. — In Bezug auf die Darstellungsweise unterscheiden sich die genannten Gedichte insofern, als dieselbe bei Goethe einfach, kurz und abgerissen, bei Bürger dagegen ausführlicher, mehr ins einzelne gehend ist. — Das „Lied vom braven Mann“ ist viel mehr ins Volk gedrungen als „Johanna Sebus“.

2. Schilderung einer Überschwemmung.

Disposition:

- a. Ursachen der Überschwemmung (anhaltender Landregen, Gewitter, Wolkenbruch, Tauwetter zc.).
- b. Das Wachsen des Wassers.
- c. Die Zerstörungen durch die Fluten.
- d. Allmähliches Fallen des Wassers.
- e. Ende der Überschwemmung.

7. Zur Vergleichung.

Der Lotse.

1. „Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg' zerschellen,
Denkt sie nicht augenblicklich ein.
2. Ich muß hinaus, daß ich sie leite!“
„Gehst du ins offene Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor.“
3. „Allein, ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt.
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben wert.
4. Gieb mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not!“
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
Hin durch die Scheren eilt das Boot.
5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande, —
„Links müßt ihr steuern!“ hallt ein Schrei. —
Kiel oben treibt das Boot zu Lande,
Und sicher fährt die Brigg vorbei.

Ludwig Giesebrecht.

22. Der kleine Hydriot.

Wilhelm Müller.

1. Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
2. Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schläge bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung sicht.
3. Und von dem kleinen Rahne ging's flugs ins große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut:
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!“ —
4. Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n;
Mir war's, als thät' sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und dachte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!“

1. Erläuterungen.

Das Wort „Hydriot“ bedeutet einen Bewohner der Insel Hydra. Dieselbe liegt südöstlich von der durch die Busen von Nauplia und Salamis gebildeten Halbinsel Argolis. Die Hydrioten zeichneten sich im griechischen Befreiungskampfe (1821—1827) als erfahrene und kühne Seehelden aus. — Unser Gedicht stellt die Erziehung der jungen Griechen zum Kampfe für Freiheit und Vaterland in einer Reihe von schön verbundenen Bildern dar. Über die Erziehungsweise der Hydrioten sagt Goethe (Maximen und Reflexionen): „Als Inselaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Teil am Gewinn, und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die

flügsten Handelsleute und verwegensten Piraten (Seeräuber). Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brand mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.“

2. Gliederung des Gedichtes.

Das Stück enthält vier Bilder aus der Erziehungsweise bei den Hydrioten; die Über- resp. Unterschriften zu denselben könnten heißen:

1. Der kleine Hydriot wird im Schwimmen unterrichtet.
2. Der kleine Hydriot lernt das Ruder führen.
3. Der junge Hydriot lernt den Matrosendienst.
4. Der junge Hydriot wird mit dem Schwerte bewehrt.

3. Beschreibung der einzelnen Bilder.

Die Beschreibung der Bilder findet nach folgender Disposition statt: a. Vordergrund (mitten, rechts, links), b. Mittelgrund, c. Hintergrund. Es wird vorausgesetzt, daß den Kindern diese Ausdrücke bekannt sind, und daß sie bereits wirkliche Bilder beschrieben haben.

Andeutungen zu dem ersten Bilde.

Im Vordergrunde des Bildes sieht man einen schmalen Streifen Landes; dahinter breitet sich das Meer aus, das nach rechts und links unbegrenzt ist; nur im fernen Hintergrunde taucht der Saum festen Landes auf. Das nahe Meer spiegelt in bläulich-grüner Farbe. Ganz in der Nähe des Ufers, das ziemlich steil ist, ruht auf dem Wasser ein Kahn, worin ein bejahrter Schiffer sitzt. Seine Augen sind unverwandt auf einen kleinen Schwimmer gerichtet, und es scheint, als gäbe er diesem durch Mienen und Blicke Befehle. Wahrscheinlich ist der kleine Schwimmer des ersten Schiffmanns Sohn. Daß dieser im Schwimmen unterrichtet wird, ersieht man auch daraus, daß der Vater eine Schwimmleine lose in der Hand hält; jedenfalls ist der junge Hydriot daran befestigt. Der kleine Bursche scheint indes gar nicht ängstlich zu sein; mir kommt es so vor, als glaube er, der Leine nicht mehr zu bedürfen. Ich wollte ihm aber auch nicht raten, nur die leiseste Furcht oder Angst merken zu lassen; denn der Vater scheint ein gar strenger Mann zu sein. 2c.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Bilder mit Worten zu zeichnen, erst mündlich und hierauf das eine oder andere schriftlich. Das Entwerfen von Bildern regt die Phantasie der Kinder ungemein an, weil sie dabei gezwungen werden, sich im Geiste fremde Orte, fremde Zustände, fremde Personen und deren Gedanken und Empfindungen auszumalen. Bei guter mündlicher Vorbereitung gestalten sich die Beschreibungen solcher in der Vorstellung existierender Bilder zu

recht dankbaren schriftlichen Arbeiten — Das vorliegende Lesestück kann natürlich auch in anderer Weise behandelt werden; größere Klarheit dürfte indes auf einem andern Wege schwerlich zu erreichen sein.

4. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist in Reimpaaren geschrieben. Die Darstellung ist markig und voll Feuer, das Metrum breit und daher dem sich im ganzen Gedichte ausprechenden Stolze angemessen. Die Verse sind sechsfüßige Jamben, nach der dritten Hebung mit einer überzähligen Silbe, durch die eine stehende Cäsur (Verspause) gebildet wird.

5. Schriftliche Übungen.

Beschreibung eines der besprochenen Bilder.

23. Kaiser Otto.

Heinrich v. Mühlcr.

1. Zu Quedlinburg im Dome ertönt Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernstest Chorgesang;
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.
2. Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
Das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt;
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
Schon mancher hat empfunden die Löwenstarke Hand.
3. Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt;
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt:
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.
4. Jetzt schweift er durch die Lande, geächtet, flüchtig hin;
Das will dem edlen Kaiser gar schmerzlich in den Sinn;
Er hat die schlimme Fehde oft bitter schon beweint:
„O Heinrich, du mein Bruder, was bist du mir so feind!“
5. Zu Quedlinburg im Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht;
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.
6. Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein,
Er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
Die Knie' er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.
7. „O Bruder! meine Fehle, sie lasten schwer auf mir,
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir:
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
Vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!“

8. Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Nacht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel, da fällt dein schuldig Haupt!“
9. Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise, gleichwie im Totenreich;
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.
10. Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er liest mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang:
11. „Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergieh,
Nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb.“
12. Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt;
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht, —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

1. Geschichtliches.

Otto der Große (936—973) hatte gleich beim Beginne seiner Regierung Empörungen in Lothringen und Franken zu dämpfen; ja seine eigenen Brüder, Tankmar und Heinrich, lehnten sich gegen ihn auf. Als Veranlassung zum Aufstande Heinrichs wird sein Mißmut über die Hintenansetzung beim Erbe Tankmars angegeben, der in der Kirche der Gresburg, von Pfeilen und Wurfspießen getroffen, sein Leben verblutete. Heinrich verband sich, von der Begierde nach dem Königtum entflammt (939), mit seinem Schwager Giselbert, dem Herzoge von Lothringen; das Heer beider wurde indes bei Bürthen, unweit Wesel, von Otto geschlagen; Heinrich selbst wurde nur durch die Festigkeit seines Harnisches gerettet und zog sich in das feste Merseburg zurück. Otto folgte ihm dahin, und nach zweimonatlicher Belagerung der Stadt kam zwischen den beiden Brüdern ein Vergleich zustande; Heinrich erhielt zum ersten mal Verzeihung von Otto. Bald darauf besiegten des letzteren Mannen auch den Giselbert, der sich mit Herzog Eberhard von Franken verbunden hatte, bei Andernach; jener wollte entfliehen, ertrank aber in den Wellen des Rheines; dieser brach unter den Streichen zusammen. Prinz Heinrich, der ungeachtet seines zu Merseburg gemachten Treuegelöbnisses wieder teilgenommen an der Empörung, flüchtete nach Lothringen, das König Ludwig dem Kaiser abwendig zu machen suchte. Otto rückte in Gilmärschen dahin, und sein Erscheinen bewirkte, daß die Lothringer sich in die deutsche Herrschaft fügten. Darauf hielt Otto ein strenges Gericht über die trotzigen

Vasallen, sowie über die Bischöfe von Mainz und Straßburg, welche auch an der Empörung teilgenommen hatten; als sich letztere indes durch heilige Eide reinigten, ließ der großmütige Otto sie auf ihre Stühle wieder heimkehren. Auch seinem Bruder Heinrich verzieh er aufs neue; unvermutet begab sich dieser eines Tages in das königliche Zelt und bat um Gnade. Otto erwiderte: „Du bist es nicht wert, daß ich gütig dich anblicke; doch stehe auf, Unglücklicher, und sei versichert, daß ich nicht gleiches mit gleichem vergelten werde!“ Das war das zweite Mal, daß Heinrich Verzeihung erhielt. Er war aber noch nicht bekehrt; nur die Not hatte ihn zu einem Fußfalle bewogen. Als bald benutzte er die Erbitterung der Kriegsmannschaft Ottos (unter dem Markgrafen Gero), um dieselbe zu überreden, daß sie ihm sich anschlössen; denn noch einmal faßte er Hoffnung, König zu werden, da er das Heer gegen den Herrscher aufgebracht wußte. Einen ungeheuern Frevel beabsichtigte die Verschwörung, keinen geringern, als die Ermordung Ottos. Dieser wußte um den Mordplan und eröffnete die Sache einer Fürstenversammlung, welche Verhaftung und Hinrichtung beschloß. Die Häupter des bösen Anschlages wurden festgenommen und hingerichtet. Heinrich suchte zu entfliehen, wurde aber eingeholt und auf die Pfalz Ingelheim gebracht. Den Kindern der Hingerichteten entzog der König sein Wohlwollen nicht. Und auch seinem Bruder Heinrich wandte er es bald wieder zu; die heilige Mutter Mathilde lag ihm so sehr dafür an. Am hohen Weihnachtsfeste des Jahres 941, als Otto in Frankfurt a. M. zur Kirche schritt, fiel ein junger Mann im Büßerkleide ihm zu Füßen. Die Haft in Ingelheim hatte Heinrichs Sinn gewandelt, sein Freund ihm das Entweichen vorbereitet. Der fromme Otto, eingenommen von dem Gedanken an die gnadenreiche Geburt unseres Heilandes, hob gütig ihn auf und schloß ihn in die Arme. Und von der Stunde an war Heinrich ein treuer Mann des Königs, und kein Schatten ging mehr über die brüderliche Liebe hin. Diese dritte Versöhnung zwischen den beiden Brüdern ist es, welche das vorliegende Gedicht verherrlicht. Irrtümlicher Weise giebt der Dichter als Ort, wo dieselbe stattfand, Quedlinburg an; wie aus der geschichtlichen Darlegung erhellt, war es im Dome zu Frankfurt, wo Heinrich zum drittenmal Verzeihung erhielt.

2. Bewertung des Gedichtes.

Schon die Stelle, welche dem Gedichte im Lesebuche angewiesen ist, deutet darauf hin, daß dasselbe im Geschichtsunterrichte verwendet werden kann. Die geschichtlichen Notizen, die im obigen gegeben worden, werfen auf manches das nötige Licht und sind jedenfalls hinreichend für den Lehrer, das Gedicht mit Sicherheit in den Unterricht zu verweben. Mir bietet sich hier die erwünschte Gelegenheit, ausdrücklich zu bemerken, daß nicht alle Stücke des Lesebuches für

die sprachliche Behandlung berechnet und geeignenschaftet sind; vielmehr haben viele derselben, besonders in dem realistischen Teile, zunächst den Zweck, den Unterricht in den übrigen Fächern interessant zu machen und zu beleben; das ist gewiß ganz im Sinne der zwar ungenannten, unstreitig aber sehr praktischen und geschickten Herausgeber des Lesebuches gesprochen. Aus dem angegebenen Grunde verzichte ich z. B. auf die Behandlung folgender Gedichte, welche zum Teil nichts anderes als versifizierte Anekdoten sind, welche aber zur Belebung des Unterrichtes, resp. zur Charakteristik der darin genannten Personen, ihre guten Dienste thun, nämlich: „Derfflinger“ von Th. Fontane, „Der alte Fritz“ von Karl Fröhlich, „Der alte Zieten“ von Th. Fontane, „Der Preuze in Lissabon“ von Karl v. Holtei, „Der Schmied von Solingen“ von R. Simrock, „Blücher am Rhein“ von August Kopisch, „Ein Kunststück“ von Julius Sturm.

3. Gattung des Gedichtes.

Das Gedicht gehört zu den poetischen Erzählungen. Die Erzählung überhaupt stellt ein Faktum dar, welches der Vergangenheit angehört; sie ist die Mitteilung einer wirklichen oder einer erdichteten Begebenheit, und es handelt sich im ersteren Falle um historische Treue, im letzteren um innere Wahrheit. Ein Held, ein besonders hervorragender Charakter, braucht nicht notwendig in der Erzählung aufzutreten; das Geschehene selbst, die Handlung, ist darin die Hauptsache; Klarheit, Objektivität und innerer Zusammenhang bedingen die gute Darstellung. Die poetische Erzählung unterscheidet sich von der gewöhnlichen nur durch die edlere, schönere Form. Zu den poetischen Erzählungen sind die Gedichte von Nr. 17 bis 23 und die unter 2 vorliegender Nr. genannten Stücke zu zählen.